

Patrick O'Brian: „Sturm in der Antarktis“

Das Aubrey-Maturin-Syndrom

Von Maximilian Mengerlinghaus

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 29.12.2024

Patrick O'Brians Romanreihe über Captain Jack Aubrey und seinen Schiffsarzt Stephen Maturin genießt weltweit Kultstatus. Im fünften Abenteuer „Sturm in der Antarktis“ drohen Meuterei und Havarie im ewigen Eis.

Die Segnungen des Friedens weiß Captain Jack Aubrey durchaus zu schätzen: „Fuchsjagden und anständige Musik, vielleicht ein Opernbesuch“ – für geraume Zeit verlockender Müßiggang. Bis es Jack unweigerlich wieder auf See zieht, immerhin ist er ein Offizier der Royal Navy. Zwei Drittel seines noch jungen Lebens hat er auf wechselnden Schiffen seiner Majestät gedient. So einen kann man für ein paar Monate vom Meer nehmen, das Meer aber niemals aus ihm. Warum eigentlich, fragt ihn seine Ehefrau Sophie, hat er an Narben und Vermögen nicht genug? Worauf Jack im Brustton des zukünftigen Admirals erwidert:

„Hätte Nelson so gedacht wie du, mein Herz, hätten wir nach St Vincent auf ‚unentschieden‘ plädiert und die Sache beendet. Den Nil und Abukir hätte es nicht gegeben, und was wäre dann wohl aus Jack Aubrey geworden? Ein kleiner Leutnant bis ans Ende seiner Tage. Nein, nein: In seinem Beruf kann sich ein Mann gar nicht genug auszeichnen. Und was das Geld angeht, bin ich nicht sicher, ob er davon je genug haben kann.“

Womit Jack recht hat, so rasch er seinen Wohlstand aus der letzten Mission vor Mauritius beim Kartenspiel oder Rennpferdkauf verpulvert. Denn das Glück, das ihm an Deck so hold ist – Lucky Jack Aubrey ruft ihn die treu ergebene Crew –, verlässt ihn bei jedem Landgang prompt. Dem kann auch Sophie als Herrin der Haushaltsbücher schwerlich widersprechen. Geld muss reinkommen, und das lässt sich in Kriegszeiten reichlich mit Preisen, also gekaperten feindlichen Schiffen, verdienen. Die drei gemeinsamen Kinder kann Jack ohnehin nicht auseinanderhalten. Als ihm endlich wieder ein Kommando angetragen wird, gibt es kein Zögern. Wenngleich es bloß die ‚scheußliche alte Leopard‘ ist.

Patrick O'Brian

Sturm in der Antarktis

Aus dem Englischen von Matthias Jendis

Kampa Verlag, Zürich

464 Seiten, 28 Euro

„Das schönste Schiff vierter Klasse: möglicherweise. Aber wie Jack nur zu gut wusste, gehörten die Schiffe vierter Klasse zu einer armseligen und aussterbenden Art. Seit mehr als einem halben Jahrhundert waren sie nicht mehr als Linienschiffe eingesetzt worden, und die Leopard hatte zudem zu keiner Zeit zu ihren glänzenderen Vertretern gehört. Keiner kannte die Schwachstellen dieses Schiffs besser als Jack. Er wusste, dass sie 1776 auf Kiel gelegt und halb fertiggestellt worden war; dass sie zehn oder mehr Jahre lang in diesem wenig befriedigenden Zustand verharrt hatte und unter freiem Himmel langsam verrottet war; dass sie dann nach Sheerness verholt und dort schließlich 1790 zu Wasser gelassen worden war: der Beginn einer höchst unauffälligen Karriere.“

Hymne an die Freundschaft

Obwohl Jack sich seine Lorbeeren auch als gewiefter Taktiker verdient, verkörpert er zweifelsohne die zupackende, beizeiten gar grobianische Hälfte des Duos Aubrey und Maturin, deren Abenteuer Millionen Leser weltweit in ihren Bann ziehen. Sein ungleich intellektuellerer Mitstreiter ist der irisch-katalanische Schiffsarzt und Geheimagent Stephen Maturin, der Jack seit seinem ersten Kommando begleitet. Ein gegensätzlicheres und dennoch so inniglich verbundenes Freundespaar wie Jack und Stephen sucht man in der Weltliteratur wohl vergebens. Ihre Allianz ist das Herz und die Seele von Patrick O'Brians einundzwanzigbändiger Romanreihe über die Heldentaten der Royal Navy zur Zeit der Napoleonischen Kriege. Deren fünfter Teil „Sturm in der Antarktis“ ist im Zuge einer vollständigen Neuauflage im Kampa Verlag nun wieder zu haben.

„Die Royal Navy um 1800 war die stärkste Kriegsflotte der Welt, die größte Regierungsbehörde in Großbritannien und zugleich die größte industrielle Organisation ihrer Zeit“,

bemerkt die Historikerin Julia Angster in ihrer Studie „Erdbeeren und Piraten“ über das goldene Zeitalter der britischen Flotte. 1815, als Bonaparte endgültig bezwungen ist, zählte die Royal Navy rund 150.000 Seeleute und hat die Vorherrschaft über die Weltmeere gefestigt. In der nationalen Erinnerungskultur eine triumphale Epoche, die sich mit dem Trafalgar Square ins Londoner Stadtbild eingeschrieben hat. Die große Kunst Patrick O'Brians besteht darin, diese vergangene Welt bis ins Detail wiederauferstehen zu lassen, ohne sie über Gebühr zu romantisieren. Schließlich herrscht Krieg, und auch das raue Leben zur See ist kein sektbeschwipster Törn im IJsselmeer. Julia Angster zufolge starben in jenen Jahren bis zu 80.000 britische Seemänner an Krankheiten oder aufgrund von Unfällen.

„Auf das Konto von Schiffbruch und Feuer gingen weitere 13.000 Tote, danach erst kamen die Kampfhandlungen mit rund 6.500 Opfern.“

Auch Patrick O'Brians Jack Aubrey bekommt immer wieder zu spüren, wie schwer die Pflichten eines gewissenhaften Captains wiegen.

„Niemand konnte ihm die Entscheidungen abnehmen, die nun zu treffen waren. Gesammelte Weisheiten mochten dem Ratschluss eines Einzelnen überlegen sein, aber ein Schiff war nun einmal kein Parlament; außerdem war für Debatten gar keine Zeit. Die Lage änderte sich von Minute zu Minute, genau wie vor einem Gefecht, und ein Plan, über dem man stundenlang gebrütet hatte, konnte in einem Augenblick hinfällig werden; dann waren neue

Entscheidungen gefragt. Die Verantwortung für Schiff und Besatzung lastete schwer auf ihm; selten hatte er sich so einsam und gleichzeitig so fehlbar gefühlt.“

Marinehistorisches Meisterwerk

Der Blick auf den Menschen hinter dem Helden gelingt O'Brian selbst bei Nebenfiguren wie dem loyalen Offizier Tom Pullings oder der rätselhaften Diana Villiers. Sie beleben diesen Kosmos, der ohnehin ungemein plastisch geschildert wird. Kein Wunder, dass Fans der Reihe die Rezepte der vielen – mal äußerst kargen, dann wieder feuchtfröhlich opulenten – Mahlzeiten zu Kochbüchern bündeln. Oder das Lieblingsschiff Deck für Deck nachzeichnen. Ganz zu schweigen von zig Websites, wo alles Wissenswerte zur Reihe gesammelt, kontextualisiert und ausgiebig kommentiert wird. Unter den prominenten Bewunderern haben sich unter anderem Keith Richards und Donna Leon leidenschaftlich zu O'Brians Büchern bekannt. Die Monumentalfilmlegende Charlton Heston hob den Autor gar ins Pantheon der ganz großen Seeschiffsteller.

„O'Brians Schreibe ist viel interessanter als Conrads; sogar als Melville – Gott vergeb mir –, aber es ist wahr. Er stellt Forester in den Schatten.“

Tatsächlich wählte Heston im Rahmen einer Dokumentation über den zurückgezogen in Südfrankreich an seinem Lebenswerk schreibenden Patrick O'Brian ein aufschlussreiches Referenzdreieck. Denn mit Joseph Conrad hat O'Brian den scharfen Blick für soziale Hierarchien gemein; mit dem „Moby Dick“-Autor Melville eint ihn das naturwissenschaftliche Interesse. Der drittgenannte C. S. Forester ist für seine erfolgreiche Romanreihe über Kapitän Horatio Hornblower bekannt, die wie O'Brians Epos ebenfalls zur Zeit der Napoleonischen Koalitionskriege angesiedelt ist. Im Vergleich der beiden Serien ist die literarische Überlegenheit O'Brians jedoch nicht von der Hand zu weisen. Foresters gefechtsversessenen „Hornblower“ wird man mit dem Label Abenteuerliteratur nicht beleidigen. O'Brians Aubrey-und-Maturin-Romane hingegen sind weit mehr als das und mit einzelnen Genrebegriffen kaum zu fassen. Die historische Akkuratess dürfte beispiellos sein, die feinfühligste Figurenpsychologie muss sich auch vor den Vorbildern Marcel Proust oder Jane Austen nicht verstecken, der ‚glorreichen Meisterin des Englischen und des Semikolons‘, wie O'Brian sie ehrfürchtig nannte. Hinzu kommt ein immenses Stilregister, das Treibjagden und Seeschlachten temporeich erzählt, aber auch vor dahinplätscherndem Dinnerpalaver oder dem Alltag der Flaute nicht kapituliert. Stets mit gespitztem Ohr für die Umgangssprache und von subtiler Ironie durchzogen.

„Seit er als Bordarzt in der Marine fuhr, war Stephen immer wieder aufgefallen, wie allgegenwärtig Humor in der Flotte war: In den Offiziersmessen, die er kennengelernt hatte, wurde nahezu von jedem in jeder Situation und fast mechanisch gescherzt; uralte Witze, mehr oder weniger lustige Anspielungen, drollige Sprichwörter – das ganze Reservoir eines Humors, der obligatorisch geworden war – machten einen Großteil der täglichen Konversation seiner Bordkameraden aus. Stephen hielt dies für eine nationale Eigenheit der Engländer, und er fand sie oftmals ermüdend. Dabei übersah er den Wert nicht, den reflexartiges Scherzen als Prophylaktikum gegen Griesgram und Melancholie besaß. Es stärkte den Mut und schützte vor allem Seeleute, die zum Zusammenleben auf engstem Raum gezwungen waren, vor möglicherweise kontroversen, erwachseneren Formen des Gesprächs – in solchen Unterhaltungen konnten Männer sich so in Hitze reden, dass ein

ernsthafter Streit unvermeidbar wurde. Vielleicht lag hierin der wahre, tiefere Zweck des englischen Humors, vielleicht konnte man ihn aber auch als Manifestation nationalen geistigen Leichtgewichts oder als Ausdruck der englischen Abneigung gegen Intellekt und geistige Betätigung ansehen – das wagte er nicht zu entscheiden.“

Weltweiter Bestseller

Als O'Brians Romane Anfang der 1990er Jahre in den USA zu Bestsellern mit Millionenaufgaben avancierten – es war sogar die Rede von grassierendem AMS: dem Aubrey-Maturin-Syndrom –, folgten in rascher Taktung auch die Übersetzungen ins Deutsche. Doch selbst die auf Band 10 basierende Verfilmung „Master and Commander“ mit Russell Crowe als Jack Aubrey konnte den marinehistorischen Fortsetzungsroman beim deutschsprachigen Publikum nicht letztgültig etablieren. Umso löblicher, dass der Kampa Verlag nun die Neuauflage wagt, mit drei Romanen pro Jahr, von denen zuletzt Teil 5 mit dem Titel „Sturm in der Antarktis“ erschien. Darin soll Jack das eingangs erwähnte 50 Kanonen-Schiff Leopard mit einigen Gefangenen an Bord sicher ins australische Botany Bay geleiten. Dort gilt es den strauchelnden Gouverneur zu stützen und anschließend die Segel Richtung Gewürzinseln zu setzen. Auf dem Papier selbst für Stephen scheinbar ein Sonntagsausflug, der sich mittlerweile ans Leben an und unter Deck gewöhnt hat.

„Es gab eine Menge Dinge an Bord eines Kriegsschiffs, von denen Dr. Maturin noch nie gehört hatte, aber seit Kurzem machte er erste, tastende Versuche, den Unterschied zwischen einem Grummetstropf und einer Kausch in Erfahrung zu bringen – ja, man hatte ihn nicht ohne Selbstgefälligkeit sagen hören, er sei ‚leidlich amphibisch‘ geworden, was ihnen gefiel.“

Wie vorausschauend Patrick O'Brian sein Großwerk komponierte, verrät der komplexe Charakter des Schiffsarztes. Vordergründig dient Stephen als Kontrapunkt zu Jack Aubrey. Der Landratte lässt sich hervorragend Aufbau und Beschaffenheit eines Schiffs erklären, was zugleich die Leserschaft in nautischer Terminologie schult. Im Gegensatz zum breitschultrigen, blonden Captain wird Stephen als dunkler, bleicher Mickerling beschrieben, der vielleicht zwanzig, aber auch sechzig Jahre zählen könnte. Ein unscheinbares Chamäleon mit subtilem Verstand. Seine irisch-katalanische Abstammung macht ihn sensibel für den Kolonialismus der europäischen Großmächte, die Sprachbegabung wiederum befähigt ihn zu Inkognitoeinsätzen hinter den gegnerischen Linien. Über die Jahre mausert sich Stephen zum Top-Agenten der Admiralität, der die feindlichen Geheimdienste sorgsam mit Falschinformationen füttert. Was dem rotbackigen Jack die Völlerei inklusive an Bord gängigem Alkoholismus mit der täglichen Rumration und literweise Madeira, Port und Sherry, ist Stephen sein Opium. In beiden Figuren ist von Beginn an eine dunkle Seite angelegt, auf die O'Brian früh Hinweise ausstreut, die er an späterer Stelle aufgreift.

Ein geheimnisvoller Autor

„Das Innenministerium vertraute eher auf Rhabarber, Graupulver und Hirschhorn, während das Sanitätsamt mehr auf Lucatellus-Balsam, Eichentüpfelfarn und, zu Stephens Überraschung, alkoholische Laudanumtinktur setzte. Drei Winchester-Quarts davon. ‚Vade retro‘, rief er, griff nach der ihm nächsten Flasche und öffnete das Speigatt. Aber schon nach der ersten hielt er inne und stellte mit einer Stimme voll falscher Umsicht fest, der Rest solle

seinen Patienten zugutekommen, denn in vielen unvorhersehbaren Fällen könne die Tinktur für sie von entscheidender Bedeutung sein.“

Nicht selten ist Stephen Maturin als semi-fiktives Alter Ego seines Schöpfers Patrick O'Brian gelesen worden. Ein Umstand, den O'Brian in den wenigen Interviews, die er gewährte, höflich abstritt. Um ihn durch die Hintertür mit Anspielungen zu befeuern, er selbst habe im Zweiten Weltkrieg an geheimdienstlichen Operationen teilgenommen. Was höchstwahrscheinlich ebensowenig stimmt, wie O'Brian sein wahrer Nachname ist oder er je selbst zu See gefahren ist. Geboren wurde der Autor 1914 im Londoner Umland unter dem weit weniger irischem klingenden Taufnamen Richard Patrick Russ. Als solcher veröffentlichte er erste Erzählungen und Bücher, die als Vorarbeiten zur Aubrey-und-Maturin-Reihe gelten können. Seit seinem Tod im Jahr 2000 ringen die Biographen um ein präzises Bild des Mannes hinter dem eindrucksvollen Werk. Auf der öffentlichen Lesebühne wirkte er mitunter snobistisch, konnte in der nächsten Sekunde dann wieder sehr charmant eine drollige Anekdote ausbreiten. Persönliche Fragen beantwortete er nie, und die begannen für ihn schon bei der Erkundigung, wie lange er bereits in Frankreich lebe.

„Ein Mann verrät sich nirgends so sehr wie im eigenen Buch.“

Die Bemerkung notiert Stephen in seinem verschlüsselten Journal. Ob das auch auf Patrick O'Brian zutrifft, einen passionierten Leser, der mindestens so viel im 18. wie seinem eigentlich angestammten Jahrhundert lebte, sei dahingestellt. Als äußerst produktiver Autor verfasste er eine Biographie über den befreundeten Pablo Picasso, die entgegen des eigenen Credo auch Intimes ausbreitet. Aber erst die Übersetzung des Kinokassenschlagers „Papillon“ sicherte O'Brian materiell ab, da war er bereits Mitte 50. Und hatte den ersten Band der Aubrey-und-Maturin-Reihe beendet, der im englischsprachigen Original 1969 erschien. Zum Zeitpunkt seines Todes im Alter von 85 Jahren hatte er den einundzwanzigsten Teil nicht mehr abschließen können, dieser blieb Fragment. Laut – wie wir wissen: mit Vorsicht zu genießender – Eigenaussage schrieb O'Brian selten mehr als 1000 Worte am Tag, und die zunächst alle per Hand. Ein geduldiger Arbeiter, das zeigen auch seine weit ausgreifenden Recherchen, die von Marinehistorikern für ihre Genauigkeit gelobt werden. Den Homer der Napoleonischen Kriege hat man ihn genannt. Wobei der Vergleich mit Plutarch passender scheint, O'Brian selbst bevorzugte Vergil. Als Materialgrundlage dienten mehrbändige Navy-Chroniken, Briefwechsel und Autobiographien, die O'Brian von der London Library oder begeisterten Segler-Nachfahren bereitgestellt wurden.

Unheilbringender Aberglaube

Der fünfte Band der Aubrey-und-Maturin-Reihe erschien zuerst 1978 unter dem Titel „Desolation Island“. Die deutschsprachige Variante „Sturm in der Antarktis“ nimmt ungleich deutlicher vorweg, dass es natürlich nichts wird mit der entspannten Fahrt nach Down Under. Erst rafft der Flecktyphus 116 Crewmitglieder hinfort, dann heftet sich eine 74-kanonige niederländische Nemesis ans Heck der gebeutelten Leopard.

„Jack fuhr herum und sah die Waakzaamheid, wie sie gerade genau im Luv der Leopard, in unnatürlich gleißendes Licht gehüllt, aus einer dunklen Wolkenbank mit Schauern und

Blitzen herausglitt. Aber jetzt war sie kein drohender Schatten weit entfernt am Horizont, sondern keine drei Meilen entfernt mit dem Rumpf über der Kimm.“

Während der Sturm sich auswächst, hat auch der Schiffsarzt alle Hände voll zu tun. Unter den Gefangenen für Botany Bay befindet sich eine Wahrsagerin, die ausgerechnet jetzt niederkommt. Sowie Mrs. Wogan, auch ihr gilt Stephens besonderes Augenmerk, allerdings sein geheimdienstliches. Denn Louisa Wogan ist eine amerikanische Agentin, die mit Stephen Katz und Maus spielt wie draußen die Waakzamheid mit der Leopard. O'Brian hat früh begriffen, dass seine Welt nicht bloß eine der raubeinigen Männer sein kann. Und so spielen eigenständige weibliche Charaktere stets eine wichtige Rolle. Zu Jacks Verdross, der in diesen Dingen zwar so tut, als höre er nicht auf das Gerede seiner Mannschaft, jedoch abergläubisch genug ist, um Frauen an Bord für Unglücksbringer zu halten. Für einen solchen, einen sogenannten Jonah, halten Teile der Crew auch den mürrischen Ersten Offizier Grant, der einst mit der Wager sank. Zu allem Übel ist der in Australien wiedereinzusetzende Gouverneur ausgerechnet jener Captain Bligh, dessen Männer auf der Bounty so skrupellos gegen ihn meuterten. Die bösen Omen häufen sich, und nicht rein zufällig erinnert der Befehlshaber der Waakzamheid wohl an die Schauergestalt des ‚Fliegenden Holländers‘.

„Ein Feuergefecht unter diesen Bedingungen, bei denen an Entern und Erobern nicht zu denken war, konnte nur bedeuten, dass der holländische Kommandant ihren Tod wollte, nichts weniger – wer bei diesem Wind und diesen Wellen durch Trefferwirkung zuerst einen Mast oder eines der Hauptsegel einbüßte, würde dadurch auch die Kontrolle über das Schiff verlieren – der Untergang des Schiffes und der Tod aller an Bord wäre die unvermeidliche Folge. Ein ganz und gar blutrünstiger Mann also, dachte Jack und erinnerte sich an die schwarze Uniform.“

Saga auf 12.000 Druckseiten

Die Verfolgungsjagd durchs tosende Unwetter, das die Leopard weit ab von ihrem Kurs in antarktische Gefilde drängt, ist hinreißend erzählt. Den Regeln der Serie zufolge werden Jack und Stephen ihre Köpfe schon irgendwie aus der Schlinge ziehen, immerhin folgt nächstes Frühjahr die Wiederauflage von Band 6, „Kanonen auf hoher See“ heißt der auf Deutsch. Im Gegensatz zu O'Brians anspielungsreichem Original „The Fortune of War“ eine schmonzettige Schlagzeile. Tatsächlich sind die klischeetriefenden Titel das größte Manko der Übersetzungen, die ansonsten sehr solide daherkommen und guten Gewissens erneut gedruckt werden können. Das gilt sowohl für die ersten vier Übertragungen durch Jutta Wannemacher als auch für „Sturm in der Antarktis“ durch den versierten Matthias Jendis. Nun ließe sich an den neumodischen Buchcovern rummäkeln oder das Fehlen von erläuternden Anmerkungen bekritlein. Doch letztere verweigerte schon O'Brian, und ein nachgestelltes Glossar sowie das Internet leisten entsprechend Abhilfe. Der eigentümlichen Poesie der nautischen Fachsprache kann man sich auch ohne ihr detailliertes Verständnis schwerlich entziehen. Und vielleicht, so die Winde günstig stehen, erschließt das poppigere Design dieser Neuauflage von 21 Bänden und über 12.000 Druckseiten der Aubrey-und-Maturin-Saga neue Leserinnen. Den Romanen wäre es zu wünschen, sie sind und bleiben herausragende, packende Literatur!